

Jens Brockmeier

Warum verlor Leonardo da Vinci das Interesse an der Malerei?

Einführende Bemerkungen zur Bedeutung der Wissenschafts- und Erkenntnistheorie für die Psychologie und das Psychologiestudium*

1.

Wenn es das Anliegen der Erkenntnistheorie ist, die Natur und die Bedingungen des menschlichen Erkennens philosophisch aufzuklären, so thematisiert die Wissenschaftstheorie das Erkenntnisproblem in den selbständigen Einzelwissenschaften. Hier geht es um die verschiedenen Formen wissenschaftlicher Erkenntnis, welche wir — betrachten wir die menschliche Erkenntnis als ein logisches *Gattungsallgemeines* — als die besondere *Art* der wissenschaftlichen Erkenntnis begreifen können. Als solche ist sie unterscheidbar von anderen Arten menschlichen Erkennens, wie etwa der sinnlichen Erkenntnis oder dem Alltagsverständnis, aber auch — auf vergleichbarem genetischen Niveau — der ästhetischen Erkenntnis.

Indem die Wissenschaftstheorie so als Theorie der Erkenntnisverfahren und Theoriebildung einer bestimmten Einzelwissenschaft agiert, führt sie ein disziplinäres Zwitterleben. Als Teilgebiet der Philosophie kann sie, mit allen institutionellen Folgen, zugleich ein Teilgebiet der betreffenden Einzelwissenschaft werden. So sind auch an vielen psychologischen Instituten eigenen Unterabteilungen zur Wissenschafts- und Erkenntnistheorie entstanden (oft in dezidiertem Absetz von den »alten Zöpfen« des tradierten philosophischen Problembestandes der Psychologie). Diese finden sich in ihrer Berechtigung und in ihrer Existenz jedoch seit geraumer Zeit zunehmend in Frage gestellt und in ihren ökonomisch-institutionellen Mitteln beschnitten. An einigen psychologischen Instituten der Bundesrepublik Deutschland und in West-Berlin sind sie schon weitgehend verschwunden, und eine starke Tendenz macht sich bemerkbar, einen eigenständigen Bereich »Wissenschafts- und Erkenntnistheorie der Psychologie« insgesamt aufzulösen und im Rahmen der gegenwärtigen wissenschaftspolitischen Spar- und Umverteilungsmaßnahmen etwa durch einen verstärkten Ausbau der statistischen Methodenlehre zu ersetzen. Gleichwohl ist zu fragen, ob

* Erweiterte Fassung eines Vortrags, gehalten am 25.6.1984 vor der Sektion Wissenschafts- und Erkenntnistheorie des Psychologischen Instituts der FU Berlin

dieses bittere Schicksal der Wissenschaftstheorie der Psychologie nicht auch mit ihrem eigenen inneren Zustand zusammenhängt?

In der Kürze liegt die Würze, aber auch die Gefahr der Undifferenziertheit. Trotz dieser Gefahr möchte ich versuchen, diese gerade angesprochene Vermutung zunächst nur durch einige thesenhaftige Beweise zu bekräftigen. Wenn man nämlich die Realität der psychologischen Institute hierzulande und der in ihnen dominierenden Vorstellungen von wissenschaftlicher Psychologie ansieht, kann durchaus der Eindruck entstehen: Das was hier gegebenenfalls unter den Namen Wissenschafts- und Erkenntnistheorie betrieben wird — also zumeist Variationen der analytischen, an den Naturwissenschaften orientierten Wissenschaftstheorie angelsächsischer Provenienz —, ist in der Tat nur sehr begrenzt von Belang für die Psychologie und ihre theoretischen wie klinisch-therapeutischen Probleme. Dafür lassen sich zwei wesentliche Gründe anführen.

Zum einen sind die Untersuchungen im Anschluß an den Logischen Empirismus oder den Kritischen Rationalismus, bzw. an raffiniertere Variationen oder Kombinationen beider, dadurch charakterisiert, daß in ihnen der Entstehungs- und Entdeckungszusammenhang der wissenschaftlichen Erkenntnis systematisch ausgeblendet ist. In ihrer Reduktion auf die alleinige Betrachtung des inneren Begründungszusammenhangs von Erkenntnisprodukten unter Absehung von ihrer Produktion besteht Wissenschaftstheorie so vor allem — Popper und Wittgenstein sei Dank — im Nachvollzug der logischen oder/und (wissenschafts-) sprachlichen Elemente und des formalen Aufbaus von Aussage- und Urteilssystemen sowie gegebenenfalls ihrer Überprüfung anhand normativer Modelle. Der gerade in der Psychologie aber noch kaum geklärte Prozeß der Erkenntnisgewinnung, die Erkenntnisproduktion als *genetisches Problem*, bleibt jedoch aus der wissenschaftstheoretischen Reflexion weitgehend ausgegrenzt (vgl. Brockmeier 1979).

Der größte Teil der gängigen Wissenschaftslehren berührt daher vor allem den mit der psychologischen Empirie befaßten Forscher mit Fremdheit oder gar Gleichgültigkeit. Denn dem Psychologen, wie schon Lewin feststellte, »kommt es ja nicht auf formal-philosophische Probleme an sich, sondern auf inhaltliche Erkenntnis einer Gegenstandswelt an. Philosophische Thesen haben für ihn letzten Endes nur insofern Interesse, als sie inhaltliche Thesen über die Welt dieser Untersuchungsobjekte mitenthalten oder sich in bestimmten praktischen Folgerungen für die Methode der Forschung, für die Art des Beweisganges oder für die konkrete Fragestellung äußern. Auch die Wissenschaftslehre wird, sofern sie als 'empirische', nicht spekulative Wissenschaft auf-

treten will, gut daran tun, sich mehr an den in der tatsächlichen Forschungspraxis implizit enthaltenen philosophischen Thesen zu orientieren, als an ihrer philosophischen 'Ideologie'.« (Lewin, 234)

Zum anderen sind die neopositivistischen (wie auch die konstruktivistischen) Wissenschaftstheorien ihrerseits vor allem in Bezug auf die Naturwissenschaften und ihre — vermeintlichen — Theoriebildungsprobleme entstanden. Ihre Adaptation auf die Problemlage der Psychologie unterstellt dabei zumeist auch diese als eine »harte« mathematisch-experimentelle Naturwissenschaft. Eine Unterstellung, die, so alt wie die Psychologiegeschichte selbst, jedoch fast genauso lange schon umstritten ist. Ja, vieles spricht dafür, in dieser Unterstellung sogar einen wesentlichen Grund für die ebenfalls in der ganzen bisherigen Psychologiegeschichte periodisch auftretenden methodologischen Grundlagenkrisen des Fachs zu sehen, in denen sich in immer neuen Formen zum Ausdruck bringt, daß der genuine psychologische Gegenstand, die empirische Subjektivität, das Handeln und die Entwicklung der gesellschaftlichen Individuen, mit dem nomothetischen und statistischen Modell- und Methodenrepertoire der traditionellen Psychologie nur in recht *unspezifischen* und *unwesentlichen* Aspekten erfaßt werden kann.

Psychologie als (neo)behavioristische, physiologische oder kognitivistische Psycho-Physik — diese Auffassung liegt den meisten wissenschaftstheoretischen Konzepten der Psychologie letztlich zugrunde und verfestigt sich in dem formalen Apparat dieser Konzepte mit oft wunderbarer Stringenz. So können sich denn in den variablenpsychologisch mathematisierten »Kernbereichen« des Fachs ihrerseits auch kaum noch sachlich aufweisbare Bedürfnisse nach einer davon prinzipiell verschiedenen, kritischen oder gar historisch-genetischen Erklärung der psychologischen Erkenntnisproduktion und Theoriebildung entwickeln. Und so ist, angesichts der ökonomisch-wissenschaftspolitischen Rotstiftandrohung, die Lage für eine Wissenschafts- und Erkenntnistheorie der Psychologie doppelt prekär: Es gibt nicht nur nichts zu verteidigen, sondern auch keine Verteidiger.

2.

Die Frage nach dem Zusammenhang von Psychologie und Wissenschafts- und Erkenntnistheorie heute und zumal hier, am Psychologischen Institut der Freien Universität Berlin (wo — eine der wenigen Ausnahmen — Wissenschafts- und Erkenntnistheorieveranstaltungen auch in einem anderen, als dem angesprochenen Sinne, eine gewisse Tradition haben) gestellt, muß meiner Meinung nach vor allem heißen:

Worin kann denn nun ein wirklicher Sinn und Nutzen solcher Forschungen und Lehrveranstaltungen für die Psychologie bestehen? Warum geht es hier um mehr als um einen Luxus, den man sich im Rahmen einer effektiven Studienplanung eben nicht mehr erlauben kann, und warum sollen sich gerade Psychologiestudenten in ihrer Ausbildung mit wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Fragen ihres Faches beschäftigen? Lohnt es sich, diesen »Studienstrang«, wie es in der Studienordnung heißt, in den gegenwärtigen und sich mit Sicherheit weiter verschärfenden Auseinandersetzungen um die institutionelle Neuorganisation der Psychologie in den nächsten Jahren zu verteidigen? Ich möchte die Perspektive, in der sich m.E. eine Begründung für die inhaltliche, systematische Notwendigkeit wissenschafts- und erkenntnistheoretischer Untersuchungen für den Erkenntnisfortschritt in der Psychologie ausweisen lassen könnte, an einem Beispiel andeuten.

Ein altes Sprichwort lautet: Um zu überprüfen, ob eine Münze echt ist, sieh sie dir zuerst von hinten an. Um zu prüfen, welchen Nutzen die philosophische Erkenntnistheorie und das Problemmaterial ihrer langen Geschichte für die Psychologie hat, kann es vielleicht aufschlußreich sein, zunächst einmal umgekehrt zu fragen: Was kann die Psychologie beitragen zur Klärung erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Fragen oder gar zur Klärung von Problemen der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte?

Wir sind im Reich der Theorie — erlauben wir uns ein Gedanken-spiel, eine Modellüberlegung. Stellen wir uns vor, wir könnten einige der großen Begründer psychologischer Denkrichtungen, sagen wir Sigmund Freud und Jean Piaget, um ihre Meinung befragen zu einem Problem der Wissenschafts- und Erkenntnistheoriegeschichte. Nehmen wir hier als Beispiel — um ebenfalls nicht kleinlich zu sein — das Werk Leonardo da Vincis, dessen wissenschafts- und philosophiehistorische Bedeutung schon seit geraumer Zeit erschlossen zu werden beginnt, und das in der Tat auch eine Vielzahl systematischer Probleme der Erkenntnistheorie aufwirft. Eines davon ist das Verhältnis von theoretischer und ästhetischer Aneignung und Reflexion von Wirklichkeit, das Verhältnis von wissenschaftlicher und künstlerischer Arbeit.

Diese allgemeine erkenntnistheoretische Frage verknüpft sich bei Leonardo da Vinci nun mit einem individuellen lebensgeschichtlichen Problem. Leonardo, der schon zu Lebzeiten berühmte und bewunderte Maler, tat sich nämlich, vergleicht man ihn mit anderen herausragenden Renaissance-Künstlern, mit seiner außergewöhnlichen Kunst auch außergewöhnlich schwer. Er arbeitete, sehr zum Ärger seiner Mäzene und Auftraggeber, extrem langsam und an nur wenigen Bildern, vollendete

davon noch wenigere und gab schließlich im Laufe der Zeit das Malen immer häufiger und für immer längere Zeit fast vollständig auf, um sich statt dessen mit Problemen der Naturforschung und Fragen der Technik zu beschäftigen. Er tat dies eher zurückgezogen und oft ohne jedes Publikum, ja fast sogar heimlich, was dem rätselhaften und geheimnisvollen Eindruck, den seine Person und seine Kunst auf seine Zeitgenossen machten, noch zusätzliche Nahrung gab. Daß der Künstler Leonardo seiner eigentlichen Aufgabe und Berufung nicht nachgekommen sei, haben viele Kunstliebhaber und -historiker seitdem beklagt. Auf Vasari, Leonardos ersten Biographen aus dem sechzehnten Jahrhundert, geht das ominöse Diktum zurück, daß der sterbende Leonardo sich sogar selbst vorgeworfen habe, gegen Gott und die Menschen gefehlt zu haben, weil er seiner Pflicht als Künstler nicht nachgekommen sei.

Über das, was *Freud* uns dazu sagen würde, können wir uns eine ungefähre Vorstellung machen. Nehmen wir an, er würde uns in den Pariser Louvre vor die Bilder Leonardos führen und einige Überlegungen aus seiner 1910 erschienenen Schrift »Eine Kindheitserinnerung Leonardo da Vinci« erläutern. In dieser Studie, einer pragmatischen Anwendung der klinischen Methode der Psychoanalyse auf eine historische Figur, vertritt er die These eines engen psychogenen Zusammenhangs zwischen einer »Hemmung« in Leonardos künstlerischer Tätigkeit und seinem Sexualleben. Diese Hemmung äußere sich in seiner ideellen Homosexualität, die wiederum ihre Grundlage in einer verdrängten innigen erotischen Beziehung zur Mutter seiner frühen Kindheit finde. Auf ihr Erscheinungsbild sei er in seinem Unbewußtsein sein Leben lang fixiert geblieben. Es ist die Erinnerung Leonardos an die ihm früh genommene Mutter, so würde Freud vermutlich mit einem verhaltenen Fingerzeig auf das Bildnis der Heiligen Anna oder der Mona Lisa wie auf ein corpus delicti ausführen, deren traumhaft schönes und erotisches, jedoch zugleich fernes wie geheimnisvoll trauriges Lächeln uns hier begegnet.

Die Sublimierung erotischer Triebe in der Kunst Leonardos wurde aber, so Freud weiter, überholt von der Sublimierung eines anderen frühkindlichen Bestrebens, der infantilen Sexualforschung, die für die Lebensentwicklung Leonardos eine maßgebliche Rolle spielen sollte. Ließ sie ihn doch auch als Erwachsenen schließlich zum Forscher werden, zuerst noch im Dienst seiner Kunst, später unabhängig von ihr und von ihr weg.

Aber nicht die, auch innerhalb der Psychoanalyse umstrittenen Einzelheiten dieser Auffassung interessieren uns hier (und ebenso nicht Freuds Vermutung, daß das kühne Mißachten von Autoritäten und Tra-

ditionen des Naturforschers Leonardo nur möglich war, weil er als Kind schon früh auf seinen Vater hatte verzichten lernen müssen und sich so allein der Mutter zuwandte, der später dann die Natur entsprach). Es ist vielmehr eine bestimmte Sicht, in der sich für Freud das Verhältnis von künstlerischer und wissenschaftlicher Tätigkeit darstellt. Diese Tätigkeiten, so scheint es uns, figurieren hier nämlich keineswegs als zwei entgegengesetzte Pole, als unvermittelte Antagonisten und Widersacher, sondern als Elemente einer Einheit, als verschiedene Formen möglicher Weltaneignung und Selbstvergegenwärtigung *eines* Subjekts. Seine psychische Identität — als Einheit von Bewußtem und Unbewußtem — wird so als Vermittlungsinstanz seiner sozialen und gegenständlichen Weltbeziehungen verstanden, die, wie diese Beziehungen, etwas Sich-Veränderndes, Sich-Entwickelndes, etwas Geschichtliches ist.

In einer sorgfältigen Rekonstruktion des historischen Lebensverlaufs Leonardos sucht Freud die Entfaltung der Tendenzen, die sich in dessen Arbeiten als Künstler und Naturforscher zum Ausdruck bringen, ausfindig zu machen und sie in ihrer realen, die konkrete Entwicklung Leonardos bestimmenden Widersprüchlichkeit zu analysieren.¹ So kommt er nach der Untersuchung von Berichten über die Arbeitsweise Leonardos und der Betrachtung zahlreicher Skizzen und Studienblättern dazu, die Auffassung weit von sich zu weisen, »als hätten Züge von Flüchtigkeit und Unbeständigkeit den mindesten Einfluß auf Leonardos Verhältnis zu seiner Kunst gewonnen. Man merkt im Gegenteil eine ganz außerordentliche Vertiefung, einen Reichtum an Möglichkeiten, zwischen denen die Entscheidung nur zögernd gefällt wird, Ansprüche, denen kaum zu genügen ist, und eine Hemmung in der Ausführung, die sich eigentlich auch durch das notwendige Zurückbleiben des Künstlers hinter seinem idealem Vorsatz nicht erklärt. Die Langsamkeit, die an Leonardos Arbeiten von jeher auffiel, erweist sich als ein Symptom dieser Hemmung, als der Verbote der Abwendung von der Malerei, die später eintrat.« (Freud 1, S.95)

Nach dem, was wir heute über die zum Teil erst in den letzten Jahrzehnten aufgefundenen physikalisch-technischen, anatomischen und geologischen Studien Leonardos wissen, über ihre gedankliche Innovationskraft und ihren, erst seit kurzem bekannten ungeheuren Umfang, ist es ein leichtes, Freud hier zuzustimmen gegen jenes seit der Renaissance die Kulturgeschichte durchziehendes Verdikt, die relativ geringe Anzahl der Gemälde und Fresken Leonardos sei Ausdruck einer generellen Produktionslähmung und schließlich von Untätigkeit und Resignation.

Doch worin ist nun der wirkliche Grund zu sehen für die unzweifel-

hafte Abwendung von der Malerei, die Leonardos zweite Lebenshälfte kennzeichnet? Lassen wir das, ja durchaus verständliche Wehklagen der Verehrer der schönen Künste beiseite und versuchen wir uns — mit Freud — auf Leonardos eigenen Standpunkt zu stellen, das heißt auf den, wie wir es nennen würden, Standpunkt der Entwicklung seiner Subjektivität. Betrachten wir diese als einen lebenslangen Prozeß der Welt- und Selbstauseinandersetzung, so vollzieht sich darin eine tiefgreifende Verlagerung von Interessen und schöpferischen Bedürfnissen sowie eine enorme Ausweitung von explorativen Tätigkeitsfeldern. Wir verfolgen einen Prozeß der Veränderung und psychischen Neuformierung eines Subjekts, in dem ein anfangs dominierender handwerklich-künstlerischer Handlungsbereich zu einem schließlich nur noch untergeordneten operativen Moment in einem neu erschlossenen Raum von psychisch-praktischen Handlungsmöglichkeiten wird.

Das immer tiefere Eindringen Leonardos in die Gesetzmäßigkeiten der Malerei leitet über zu einem Studium der eigenen Gesetzmäßigkeiten ihrer Darstellungsgegenstände, die derart von Objekten der künstlerischen Aneignung und ästhetischen Wertung allmählich zu Gegenständen der objektiven Erkenntnis und der theoretisch-diskursiven Reflexion werden. So gesehen, verwandeln sich die ästhetischen Bedeutungszusammenhänge, in denen sich die produktive Weltaneignung Leonardos zunächst strukturiert, graduell in kognitive Bedeutungszusammenhänge, die Weltwahrnehmung des Künstlers wird von der des Ingenieurs und des Theoretikers überlagert, — ohne jedoch jedes ästhetische Moment vollends einzubüßen, wie selbst noch die technischen und mechanischen Konstruktionsskizzen Leonardos eindrucksvoll bestätigen.

Von ihm selbst wissen wir, daß er die Verengung und Ausdehnung der Pupille je nach der einfallenden Lichtmenge zuerst als Maler beobachtet und dann als Theoretiker studiert habe. Und so stellt Ernst Cassirer fest, daß sich Leonardos Sicht der Natur »überall als ein methodisch-notwendiger Durchgangspunkt« erwiesen habe: »die künstlerische 'Vision' erst ist es gewesen, die der wissenschaftlichen Abstraktion ihr Recht erkämpft und die ihr den Weg bereitet hat« (Cassirer, 167). Es entsteht eine Art von experimenteller Neugierde, die sich durch ihre Ergebnisse nicht befriedigt fühlt, sondern in ihnen ständig neue Problemstellungen sieht, die sie immer wieder anfachen. Schließlich tendiert jede neu gewonnene Einsicht in die Funktionsweise und Beschaffenheit eines Sachverhalts dazu, sich zugleich als ein Erkenntnismittel zu erweisen, das einen neuen Horizont objektiver Problemstellungen eröffnet.

Betrachten wir die Dinge in einer solchen Perspektive, so wird vielleicht auch verständlich, warum die Kunstausbübung Leonardos in der Folge einer Entwicklung, die sie selbst mit freisetzte, immer mehr in den Hintergrund tritt. Zunächst womöglich noch im Interesse der Malerei betriebene optische Studien und Naturuntersuchungen werden zunehmend anspruchsvoller und komplexer, bis sie sich kaum noch mit den ursprünglichen Motiven und Zweckbestimmungen in Einklang bringen lassen. Aus dieser Spannung entstehen bestimmte Entwicklungswidersprüche im Leben eines Menschen, an denen, berücksichtigen wir zudem die recht bewegten und wechselhaften »äußeren« Lebensumstände, auch Leonardos Werdegang reich gewesen sein muß. Was ist die allgemeine psychologische Struktur eines solchen Entwicklungswiderspruchs? Greifen wir hier auf Leontjew zurück, der sie einmal mit folgenden Worten zu charakterisieren versucht hat: »Die Handlungen werden immer reicher, sie wachsen gleichsam über jenen Kreis von Tätigkeiten hinaus, die sie realisieren können, und geraten in Widerspruch zu deren Motiven (...) Die früheren Ziele werden diskreditiert und die ihnen entsprechenden Handlungen hören entweder völlig zu existieren auf oder sie verwandeln sich in persönlichkeitsunspezifische Operationen.« (Leontjew, 200)² Eine solche Art von intellektueller Entwicklung läßt sich jedoch in ihrer psychologischen Bedeutung offensichtlich nur dann theoretisch erfassen, wenn das Individuum und seine subjektiven Handlungsgründe im konkreten Zusammenhang seiner äußeren, gegenständlich und sozial vermittelten Weltbeziehungen begriffen wird, wenn es also in der tätigen Einheit mit seinem »Objekt« und unter Beachtung der Eigengesetzlichkeiten dieses Objekts gesehen wird. Obwohl Freud, wie wir erkennen, einen solchen Entwicklungsprozeß und seine »äußeren« Voraussetzungen — die wir jedoch zugleich als seine inneren Bedingungen begreifen müssen — sehr wohl wahrnimmt, ist es allerdings nicht die Untersuchung eines solchen Zusammenhangs, auf die sich sein theoretisches Interesse richtet. Dieses zielt vielmehr vor allem auf die rein intrapsychischen Konflikte zwischen einer angenommenen, weitgehend konstanten anthropologischen Triebstruktur und den restriktiven Anforderungen und Versagungen der gesellschaftlichen Praxis. Hier sieht er die Dynamik und die Widersprüche lokalisiert, die für ihn das Handeln und das Leben des Individuums wie überhaupt die Entwicklung der ganzen Kultur bestimmen, und hier erstreckt sich das Terrain, das sowohl den Gegenstand wie die Stärke und die Grenze seiner psychologischen Widerspruchsanalyse vorgibt: »Es ist wichtig, daß man rechtzeitig beginne mit der Tatsache zu rechnen, das Seelenleben sei ein Kampf- und Tummelplatz entgegen-

gesetzter Tendenzen, oder nicht dynamisch ausgedrückt, es bestehe aus Widersprüchen und Gegensatzpaaren.« (Freud 2, 95) Anlaß und eigentlicher Gegenstand seiner Leonardo-Studie war für Freud in diesem Sinne eine Kindheitserinnerung des Künstler-Wissenschaftlers, aus deren Analyse er die Dominanz unbewältigter frühkindlicher Erlebnismotive für die Entwicklung einer neurotischen Persönlichkeit (und als eine solche galt ihm Leonardo aufgrund seiner Homosexualität) darzulegen suchte.

Würden wir uns daher nun, um den Charakter der eigenartigen Entwicklung Leonardos vom Künstler zum Naturforscher weiter zu erhellten, — im Sinne unseres Gedankenexperiments — mit zusätzlichen Fragen an *Piaget* wenden, so müßten wir zwar damit rechnen, daß er sich, als Kognitionspsychologe und als Genfer, weniger für Leonardos Trieb- und Sexualleben interessieren würde. Aber auch er würde, auf das Verhältnis von künstlerischer und theoretischer Arbeit angesprochen, hier sicher von Aspekten eines einheitlichen Prozesses ausgehen, und zwar eines Prozesses der Entwicklung und Ausdifferenzierung kognitiver Handlungsstrukturen.

3.

Es ist nicht bekannt, ob sich *Piaget* jemals ausführlich mit Leonardo befaßt hat, aber es ist zum Beispiel aufgrund seiner Schriften über die Entwicklung des physikalischen Denkens zu vermuten, daß er in seiner Entwicklung den langsamen Übergang von einem kognitiven System zu einem anderen, komplexer strukturierten kognitiven System und — einhergehend damit — den Wechsel zweier Weltbilder sehen würde. Aus einem egozentrischen Weltbild, das für *Piaget* den Anfang der intellektuellen Entwicklung charakterisiert, in dem das Subjekt sich als den Mittelpunkt aller Weltbeziehungen sieht und sein Universum derart zentriert und phänomenistisch — also ohne Differenzierung zwischen Oberflächenerscheinung und physikalischer Realität — wahrnimmt, entsteht eine neue, objektivere Sicht. Während in der ersten Perspektive das Subjekt sich als alleiniges Zentrum erfährt, sich passiv dem Gesichtspunkt seiner spontanen Subjektivität unterwirft und die Realität entsprechend dieser Maßgabe (de)formiert, gelangt es mit der Entwicklung seines aktiven Handlungsraumes jedoch allmählich zu einer Auflösung einer naiven Kongruenz von Ich und Welt. Es lernt, wie *Piaget* sagt, zwischen einem Konzept der Subjektivität und einem der Objektivität zu differenzieren. In dem Maße, in dem es sein ursprüngliches Zentrum mit anderen Zentren koordiniert und sich so dezentriert, wird es überhaupt erst zu einem bewußten erkenntnistheoretischen Subjekt.

Geradezu anschaulich, so würde *Piaget* vielleicht ausführen, kann

diese Dezentrierung des Denkens und die Entwicklung von operativen kognitiven Fähigkeiten (d.i. das Vermögen des Subjekts, sich selbst und sein Handeln rein geistig zu reflektieren) anhand Leonardos anatomischer Studien verfolgt werden. Aus einem anfänglich rein künstlerischen Bemühen um eine möglichst realistische und sinnliche Darstellung des menschlichen Körpers entwickelt sich die objektive, von der Zentrierung auf das Wahrnehmungs- und Erkenntnissubjekt befreite wissenschaftliche Analyse der inneren Wirkweise eines organischen Funktionszusammenhangs. Nicht mehr die schöne oder phänomenal naturgetreue Abbildung, nicht mehr das ästhetisch gewertete Objekt, sondern die sachliche Rekonstruktion der inneren Beschaffenheit des Gegenstands 'an sich' ist nun das Ziel.

Wenn wir einmal die sicherlich problematische Hierarchisierung von ästhetischer und kognitiv-diskursiver Aneignungsweise hier außer Acht lassen, so könnten wir, an diese Entwicklungsvorstellung anknüpfend, in der Tat vielerlei Hinweise ausfindig machen, die es uns erlauben würden, in Leonardos Studien wichtige Elemente der naturwissenschaftlichen Forschungsarbeit zu erkennen. In seinen technischen und mechanischen Versuchen tritt uns modellhaft die unmittelbare Vorstufe der wissenschaftlichen Experimentalpraxis eines Galilei oder eines Newton entgegen: Aus der isolierenden Analyse eines komplexen Naturzusammenhangs werden einfache und allgemeine Prinzipien gewonnen, aus denen die experimentell-gegenständliche wie gedankliche Synthese, die theoretische Rekonstruktion des erscheinenden Bewegungszusammenhangs abgeleitet werden kann. Das Ergebnis dieser in den neuzeitlichen Naturwissenschaften dann voll entfalteten Einheit von induktiven und deduktiven Elementen des Forschungsprozesses ist die Gesetzeserkenntnis, der mathematisch realisierte Begriff eines natürlichen Wirkungszusammenhangs in seiner notwendigen und gegenständlich reproduzierbaren Form.

Daß Piaget in Leonardos Entwicklung eine Dezentrierung seiner Intelligenz und eine Ausweitung seines kognitiven Handlungsraumes sehen würde, können wir deshalb vermuten, weil Piaget generell von einer engen Verknüpfung zwischen der historischen Evolution der Wissenschaften und Weltbilder und der individuellen Entwicklung der Intelligenz ausging. Insbesondere in dem Prozeß der zunehmenden Dezentrierung, Objektivierung und Operationalisierung des Erkenntnishandelns sah er eine gemeinsame Gesetzmäßigkeit von Onto- und Phylo-, bzw. Soziogenese des Denkens. »Dies ist der Prozeß«, so stellt er fest, »der sich in der Psychogenese der Begriffe abzeichnet und der die großen Ereignisse der mechanischen und kosmologischen Konzep-

tionen markiert.« (Piaget, 71)³ In Leonardos Kognitionsentwicklung von einem ästhetisch-anschauenden zu einem eingreifenden und operativen Denken würde sich so eine doppelte Dezentrierung realisieren: Ihr Ausgangspunkt wäre zu einen der Phänomenismus (der in gewisser Weise allen bildenden Künsten eigen ist) und zum anderen der Egozentrismus (der bildkünstlerisch vor allem in der zentralperspektivischen Raumkonzeption der Renaissance ansichtig wird). Damit würde dieser Prozeß zugleich psychologisch den Übergang vom aristotelisch-mittelalterlichen Weltbild zum neuzeitlich-galileischen Wissenschaftstyp (und der ihm korrespondierenden erkenntnistheoretischen Relativität) repräsentieren. Und dies nun, so können wir dieser möglichen Einschätzung Piagets hinzufügen, in dem zweifachen Sinn, daß sich im Verlauf Leonardos persönlicher Lebensgeschichte geradezu paradigmatisch eine historische Umwälzung zum Ausdruck bringt und sich zum Teil sogar selbst vollzieht. Wir verfolgen in gewissermaßen individualgeschichtlicher Verdichtung eine wissenschaftsgeschichtliche Revolution: den Übergang der Renaissance zu dem mathematisch-experimentellen Erkenntnistyp, dessen Entwicklung bis heute den methodologischen Inhalt der Wissenschaftsgeschichte bestimmt — und der bekanntlich auch das methodische Selbstverständnis der Psychologie auf eine, hier allerdings äußerst problematische Art geprägt hat.

4.

Diese wissenschaftshistorische Umwälzung, die sich mit Leben und Werk Leonardos auf so beispielhafte Weise durchdringt, ist nun jedoch alles andere als allein psychologisch zu erschließen. Sie ist ein umfassender geschichtlicher Vorgang, ausgelöst und angetrieben durch vielschichtige technische und ökonomische Veränderungen, durch die soziale und kulturelle Revolution des Frühbürgertums gegen das Feudalsystem. Erst sie ließ Gestalten wie Leonardo überhaupt möglich werden, und sie ließ auch erst die uns bis heute faszinierenden ästhetischen und kulturellen Formen möglich werden, in denen sich die persönlichen Lebenskonflikte des vielschichtigen Künstler-Wissenschaftlers austragen konnten — für deren Beurteilung wir nicht zuletzt Freuds Analyse einige aufschlußreiche Hinweise entnehmen können.

Aus vielen uns heute vorliegenden wissenschaftshistorischen Untersuchungen wissen wir, daß die Probleme der ästhetischen und wissenschaftlich-technischen Beschäftigung Leonardos keineswegs allein seinem individuellen Genius entsprungen waren, sondern weitgehend durch objektive Problemstellungen in der materiellen Produktion seiner Zeit und — damit verknüpft — der technischen Alltagswirklichkeit der

Renaissance-Künstler, -Ingenieure und -Baumeister mitbestimmt waren. Die neue Intelligenz, die mit der Entwicklung des Frühbürgertums entstand, fand vielmehr in dem künstlerischen und technischen Virtuosen vom Typ eines Leonardo, aber auch eines Brunelleschi, Michelangelo, Bernini oder eines Copernicus und Galilei einen keineswegs ausnahmehaften Repräsentanten.

Heißt das, daß wir davon ausgehen können, daß die fachlichen und psychischen Probleme der Individuen dieser Zeit nur die subjektive Umsetzung oder Reflexion der materiellen Problemstrukturen sind, die die Gesellschaft ihnen vorgibt? Eine solche unmittelbare Verknüpfung wäre gefährlich, und zwar sowohl für das Verständnis einer bestimmten Epoche, wie für das der Handlungs- und Entwicklungsfähigkeit der in ihr agierenden einzelnen Menschen. Von vornherein erwartete, festgelegte Antworten sind im Grunde keine Antworten. So wie sich die individuelle Subjektivität nicht entwickelt, wie sich ein Keim entfaltet, so kann auch die Wissenschafts- und Philosophiegeschichte — begreift sie sich als ein genetisches Unterfangen und untersucht sie von daher auch die individuelle Seite des Entstehungszusammenhangs intellektueller Produktion — diese nicht begreifen, sieht sie sie nur als die Ausführung eines historisch vorgegebenen Auftrags. Die Individuen einer an neuartigen Schöpfungen so überaus reichen Kultur wie der der Renaissance liefern der Gesellschaft vor allem auch *unerwartete* Antworten, ja, sie stellen zunächst einmal unerwartete *Fragen*. Insbesondere der künstlerischen und wissenschaftlichen Kultur ist es geradezu wesenseigen, vorgegebene Sichtweisen der Wirklichkeit immer wieder in Frage zu stellen, und *gegen* die gesellschaftlich verbindlichen Vorstellungen über die Welt neue, unvorhergesehene Zugänge zu erschließen und zu erproben. Eben dieses ist es, was wir an Leonardo studieren können.

Gerade die humanistische Intelligenz der Renaissancekultur hat, wie so unterschiedliche Kulturhistoriker wie J.Burckhardt oder L.Batkin hervorgehoben haben, ihre außerordentlich produktive Bedeutung für die Gesamtgesellschaft nur zu erlangen vermocht, indem sie sich letztlich eine gewisse Unabhängigkeit bewahrte, das heißt, indem sie nicht nur »äußere« Impulse in ihrer Sprache und in ihrem Denken schlechthin kodierte, sondern die Probleme ihrer Zeit vielmehr als eigene, innere Widersprüche deutete und austrug. Jede Kultur geht in einem Maße, das keineswegs ein für allemal bestimmbar ist, immer auch von zunächst einmal sich selbst genügenden Zielen, Motiven und Methoden aus. Sie unterscheidet sich von der unmittelbar technischen und ökonomischen Praxis, und gerade das gestattet ihr, eine besondere gesellschaftliche Funktion auszuüben. Sie ist selbst aktives und innovatives Moment in

der Gesellschaft, gestaltet sie gemäß eigener Antriebe und Anliegen um, und sanktioniert ihre Veränderungen nicht nur im nachhinein. »Sie versetzt die Gesellschaft in Erstaunen und in Bestürzung, weil sie nicht ihr 'antwortet', sondern *sich selbst*.« (Batkin, 86)

Aber die künstlerische und intellektuelle Kultur ist *in* diesem Unterschied von der Praxis gleichwohl immer ein Teil von ihr. Ohne diese gleichzeitige ideelle und materielle Inklusion jeweils genau untersucht zu haben, bleibt die Subjektivität der individuellen Protagonisten, die personale Seite ihres Handelns unter objektiven Bedingungen, dem Historiker wie dem Psychologen das so oft erörterte ewige Rätsel der psychischen Innerlichkeit »genialer« und »großer« Menschen. Denn auch wenn die objektiven gesellschaftlichen Bedingungen des menschlichen Handelns nicht ohne die Arbeit konkreter Individuen entstanden sind, so sind mit ihnen dennoch keine individuellen, sondern allemal überindividuelle, gesellschaftliche Bedeutungszusammenhänge mit eigenständiger Struktur und Dynamik konstituiert. Sie bilden das konkrete materielle und kulturelle Profil einer Zeit, das sich in den vielfältigen einzelnen und besonderen Aneignungsprozessen zu subjektiven Entwicklungsbedingungen und Entwicklungswidersprüchen verdichtet und sich in je individuell zu realisierenden Möglichkeitsräumen phänomenal wie real anbietet. Eben diese Formen und Strukturen sind jedoch, so müssen wir erkennen, bei *Freud* und *Piaget*, trotz ihrer scharfsinnigen psychologischen Analysen stark vernachlässigt, so wie für beide in ihrer theoretischen Erfassung der individuellen Subjektentwicklung die konkrete Realität der sozial und gegenständlich vermittelten Alltagsbewältigung, die tat-sächliche Fülle und der Widerspruchsreichtum der praktischen Lebensprozesse generell nur eine marginale Rolle spielt. Gewiß, auch Freud hat gesehen, daß das Individuum in seinem Handeln und in seinem Leiden nicht allein aus sich heraus verstanden werden kann, daß es über seine aktuellen wie lebensgeschichtlichen Erfahrungswurzeln hinaus auf tiefere gesellschaftliche Einbindungen verweist. Diese Verflochtenheit des Individuellen in Überindividuelles schien ihm unabweisbar, ja, die Psychoanalyse als Wissenschaft wie als Heilmethode lieferte ihm geradezu den endgültigen empirischen Nachweis für die überindividuelle historische »Tiefe« der menschlichen Psyche. Eine Tiefe, die die historische, die gesellschaftliche Zeit allerdings schon wieder hinter sich zu lassen schien, denn sie führte ihn zu jenen zeitlosen Schemata, zu jenen Urformen und Urgründen des Seelenlebens, die sich, wie er beispielhaft in »Totem und Tabu« darzulegen suchte, in mythischer Vorzeit ein für allemal begründet hatten. Der archaische Mythos und sein Weiterleben im Unbewußten, nicht das sich

wandelnde konkrete Ensemble historischer Bedeutungszusammenhänge, war für Freud daher auch im »Fall« Leonardo da Vinci letztlich der Argumentationsgrund seiner analytischen Erklärung.

Thomas Mann, der es liebte, sich in seinem literarischen Bemühen, das Individuell-Einzelne aus einem übergreifend Allgemeinen und Typischen heraus zu gestalten, ebenfalls als einen »tiefen« psychologischen Forscher vorzustellen, widmete seinem »Kollegen« Freud eine Rede zu genau diesem Thema. In ihr stellt er plastisch dar, wie der Freudsche Denkansatz durch den mythologischen Rekurs auf die »Brunnentiefe der Zeiten« gleichermaßen die vermeintlichen Schranken des individuell autonomen Subjekts sprengt — *und* die historisch konkrete Struktur seiner Psyche auflöst. »Was damit gewonnen wird, ist der Blick für die höhere Wahrheit, die sich im Wirklichen darstellt, das lächelnde Wissen vom Ewigen, Immerseienden, Gültigen, vom Schema, in dem und *nach* dem das vermeintlich ganz Individuelle lebt, nicht ahnend in dem naiven Dünkel seiner Erst- und Einmaligkeit, wie sehr sein Leben Formel und Wiederholung, ein Wandel in tief ausgetretenen Spuren ist. Der Charakter ist eine mythische Rolle, die in der Einfalt illusionärer Einmaligkeit und Originalität gespielt wird ...« (Mann, 145)

Was führte Freud zu einer solch' marginalisierenden Bewertung der Bedeutung, die die konkret-gesellschaftliche Widerspruchserfahrung des Individuums für das Verständnis seines »Seelenlebens« beanspruchen kann? Warum erschien ihm die Vorstellung, daß das menschliche Individuum in seinem Handeln durch etwas anderes als einen archaisch-»ozeanischen« Triebgrund bestimmt sein könnte, der in letzter Instanz sein Schicksal mit unerbittlicher Notwendigkeit vorzeichnet, als eine leere Illusion, und dies oft gegenläufigen eigenen Einsichten zum trotz, die, wie wir sahen, auch in seiner Beurteilung des »Falls« Leonardo da Vincis in dialektischer Deutlichkeit durchschimmern? Wir können dieser großen Frage an dieser Stelle nicht weiter nachgehen. Da wir allerdings in jedem Fall sicher sein können, daß die hier zum Ausdruck kommenden Einschränkungen des theoretisch konzeptualisierten Untersuchungsfeldes bei Forschern wie Freud und Piaget nicht etwa persönlichen Beschränkungen ihres Erkenntnisvermögens geschuldet sind, müssen wir annehmen, daß sie, ähnlich Leonardo, selbst von einer bestimmten, historisch vorstrukturierten Problemsicht ausgingen. Diese hat sie zwar für gewisse Erkenntnisse besonders sensibilisiert, sie hat ihnen aber offenbar zugleich Vorannahmen anthropologischer, erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Art unterstellt, die bestimmte Sachverhalte aus ihrem theoretischen Wahrnehmungshorizont geradezu ausblendeten. Wie Leonardos psychologische, künstlerische und theoreti-

sche Entwicklung durch individuelle Besonderheiten, diese aber wieder durch gesellschaftliche Problemstrukturen geprägt waren, so sind auch Freud und *mutatis mutandis* Piaget in den Methoden und Modellen ihres Denkens und ihrer Theoriebildung durch bestimmte Erkenntnis-schemata geprägt, die ihnen gewollt oder ungewollt die Perspektive ihrer wissenschaftlichen Arbeit vorzeichneten; wenngleich — und dies dürfen wir nicht vergessen — eine solche »Prägung« sich niemals im Sinne einer linearen Determination realisiert, sondern in einem gewissen Rahmen immer auch verschiedene, alternative Erkenntnisperspektiven und Denkmöglichkeiten freisetzt, die Erkenntnis auch von »Neuem« beinhalten kann, das seine eigenen Erkenntnisvoraussetzungen in Frage stellt.

Werfen wir allein einen flüchtigen Blick auf einige Aspekte der sachlichen und kulturellen Problemgenese, in der die intellektuellen Schemata von Freud zunächst erwachsen, bevor sie dann in ihren wissenschaftlichen Theorien universalisiert wurden. Bei Freud: Die oft geschilderte betroffene und mitfühlende Entdeckung der unbewußten, neurotisch-psychotischen Befindlichkeit des mittelständischen Bürgertums der k & k Metropole Wien durch einen Mediziner, der seine Ausbildung zunächst in naturwissenschaftlichen Laboratorien erhalten hatte. Bei Piaget: Das Verfolgen der kognitiven Entwicklungsstrukturen eines mathematisch-naturwissenschaftlichen Intelligenztyps, dessen Entstehung der schweizer Professor und Institutsleiter unter anderem an seinen eigenen Kindern nachvollzogen hat, den aber wohl nur er selbst als einziger jemals idealtypisch verkörpert haben mag. Diese Erfahrungen sind dann verwachsen mit den jeweiligen Annahmen hinsichtlich des spezifischen Wissenschaftstyps der Psychologie (die Piaget etwa als eine Art Fortsetzung der Biologie und der Logik ansah), ihrer wissenschaftstheoretischen Struktur (die Freud zum Beispiel in Analogie zur Physik begreifen wollte) und ihrer gesellschaftlichen Relevanz (die Freud vor allem als Arzt, Piaget als Pädagoge und Bildungspolitiker beurteilte), ihres Begriffs von Erfahrung, von Verallgemeinerung, von Entwicklung u.a.m.

Erst wenn wir uns in der erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Analyse dieser Denkprämissen ihrer Forschung bewußt geworden sind, wenn wir sie expliziert haben auch da, wo sie nur verborgen und implizit die Theoriebildungsprozesse formen, können wir ihre Ergebnisse für unsere eigene Arbeit, für das Studium, die aktuelle psychologische Praxis und Forschung fruchtbar machen. Wir müssen also nicht nur den Gegenstand der Psychologie, die Onto- und Phylognese des Psychischen, als einen historischen Entwicklungsprozeß von — wie in der

Lebensgeschichte Leonardos zu sehen — durchaus widersprüchlichen Momenten begreifen, sondern auch seine theoretische Erfassung, seine wissenschaftliche Konzeptualisierung.

5.

Die psychologische Betrachtung wissenschaftshistorischer und erkenntnistheoretischer Sachverhalte macht also genauso wie die kritische Analyse jeder systematischen Theoriebildung in der Psychologie deutlich, daß die jeweiligen Problemgegenstände zu Erkenntnisobjekten werden, indem sie durch *Begriffe*, *Modelle* und *Methoden* strukturiert werden, die jedoch keineswegs aus der Empirie, auf die sie sich beziehen, gewonnen sind. Sie sind es vielmehr, die Empirie als solche, nämlich als eine immer bestimmte, überhaupt erst möglich werden lassen. Um an unsere einleitende Fragestellung anzuknüpfen: das, was die Psychologie zur Klärung systematischer erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Probleme beizutragen vermag, hängt selbst wiederum von ihren eigenen erkenntnistheoretischen Voraussetzungen ab. Oder: Die Psychologie entkommt der Philosophie nicht, nicht einmal da, wo sie sich auf dem hochherrschaftlichen Terrain ihrer eigenen Fachfragen wähnt.

Die Probleme ihrer erkenntnistheoretischen Verfangenheit sind dabei in der Regel alles andere als neu, sondern haben zumeist eine lange Geschichte im Rahmen der Philosophie, in der sie zum ausdrücklichen Gegenstand der theoretischen Reflexion gemacht worden sind.⁴ Piaget bezieht sich in seiner erkenntnistheoretischen Grundhaltung zum Beispiel selbst explizit auf die rationalistische Tradition der neuzeitlichen Philosophie und ihre Auseinandersetzung mit dem Empirismus. Und wenn Freud das individuelle Bewußtsein samt seiner unbewußten Dimension nicht als einen nomothetisch erfaßbaren statischen Zustand begreift, sondern als widersprüchlichen Entwicklungsprozeß der intersubjektiven Weltbeziehungen des konkreten Individuums, dann ist es vielleicht näherliegend, hier etwa Zusammenhänge mit Entwicklungsvorstellungen aus der Tradition der dialektischen Philosophie des deutschen Idealismus und des Materialismus auszumachen als womöglich mit dem S-R-Schema und dem statistischen Häufigkeitsmodell der traditionellen *main-stream*-Psychologie.

Wenn es nun um Wissenschafts- und Erkenntnistheorielehrveranstaltungen im Rahmen des universitären Psychologiestudiums geht, so sollte daher eine ihrer wesentlichen Aufgaben darin bestehen, diese Vorannahmen und Voraussetzungen zu rekonstruieren, oder bescheidener: für sie zu sensibilisieren, deutlich werden zu lassen, daß in jede psycho-

logische Theorie allgemeine philosophische Modellvorstellungen mit eingehen, wie eben zum Beispiel ein bestimmtes anthropologisches Konzept, das die Möglichkeit und die methodischen Formen der Erforschung menschlicher Subjektivitätsentwicklung schon vor jeder konkreten Empirie strukturiert und determiniert, das also immer eine schon *vorgängige* Genese hat, sei es als systematisch generierte Hypothese oder als Anleihe beim herrschenden Alltagsbewußtsein. Nicht luxuriös, sondern elementar notwendig ist es mithin für den Psychologen, zu einem methodisch *kritischen* Verständnis seiner Arbeit zu gelangen. Und er ist gut beraten, wenn er dabei auch jene Erkenntnisse für sich fruchtbar zu machen sucht, die in der *philosophischen* Entwicklung des Kritik-Begriffs schon gewonnen wurden. Von der Kantschen »Kritik der reinen Vernunft« bis zur Marxschen »Kritik der politischen Ökonomie« hatte die Philosophie die grundlegende Bedeutung der kritischen Reflexion von Denk- und Theorievoraussetzung für die wissenschaftliche Erkenntnis zu einem ihrer Hauptarbeitsgebiete gemacht. Hegel hatte diesem Thema seine »Phänomenologie des Geistes« gewidmet: Kritik, das bedeutet Freilegung der äußeren und inneren Voraussetzungen der Bewußtseinsentwicklung, Aufdeckung des Bedingungsgefüges, aus dem Erfahrung und wissenschaftliche Erkenntnis sich herleiten. Kritik, das ist die genetische Rekonstruktion des Weges, auf dem das Wissen entsteht, das ist die Erzeugungsgeschichte der Erkenntnisse.

Vor diesem Hintergrund sollte es insbesondere in den Lehrveranstaltungen des Grundstudiums — die ja, wie auch diese Darlegungen, vor allem Einführungs- und Orientierungscharakter haben sollen — darum gehen, daß die Teilnehmer sich in der Fähigkeit üben, sich vorgegebenen Theorien gegenüber ebenso kritisch und »dezentriert« zu verhalten, wie etwa Leonardo in seinen anatomischen Studien oder in gewisser Hinsicht auch Freud in seinen »seelenärztlichen« Analysen⁵. Gerade Studenten im Grundstudium, die in der Regel zum ersten Mal der Wissenschaft als Fachdisziplin und als Institution begegnen, fühlen sich — Kuhn und Feyerabend sei es geklagt — dabei oft wie vor den Säulen der Platonischen Akademie. Hier tritt ihnen das reine Wissen gegenüber: ehern, zeitlos, unveränderbar. Der menschliche Geist, oder zumindest seine rationale Seite, schlechthin. Hier ist die Wahrheit, hier knie nieder! Auch im Interesse ihrer eigenen Überlebens- und Orientierungsfähigkeit in diesem Großbetrieb kommt nun vieles darauf an, daß sie erkennen, daß es sich hier eben um alles andere als um absolute und ewige Aussagesysteme handelt, sondern um eine durch und durch historische Instanz — bis ins tagespolitische Geschäft der ideologischen Konjunkturen und Moden hinein (wofür gerade die Psychologie ein beeindruck-

kendes Beispiel ist). Es muß also, kurzgesagt, in Einführungsveranstaltungen zur Theorie und zum Erkenntnischarakter von Wissenschaft zunächst darum gehen, diese nicht als etwas *Gegebenes*, als ewige und abgeschlossene Struktur von Kenntnissen und Aussagen, sondern als etwas — bewußt oder unbewußt — *Gemachtes* zu begreifen.

Wie die materielle Arbeit, so vollzieht sich auch die wissenschaftliche Tätigkeit als ein Vermittlungsprozeß, als ein mit bestimmten Mitteln realisierter Produktionsprozeß. Um ihn theoretisch erfassen zu können, ist es unabdingbar, die Funktion und die Wirkweise seiner besonderen Vermitteltheit zu erklären und den realen Zusammenhang von Subjekt und Objekt genetisch transparent zu machen. Im Mittelpunkt steht also die Bedeutung der Werkzeuge der materiellen wie der geistigen Aneignung und Reflexion der Wirklichkeit. Denn es sind die Vermittlungsinstrumente, die jeweiligen Arbeitsmittel, die die Struktur und die Reichweite der Produktionsprozesse des Wissens ebenso bestimmen wie die der materiellen Gebrauchsgüter. Wissenschaftliche Erkenntnis als etwas Gemachtes zu rekonstruieren, heißt mithin, sie als Ergebnis eines Produktionsprozesses zu begreifen, als in einem konkreten sozialhistorischen Ensemble von Bedingungen und Interessen entstehendes Erkenntnisprodukt, das durch gegenständliche und ideelle Mittel, mit Begriffen, Schemata und Modellen hergestellt wird, und das dementsprechend veränderbar ist. Psychologen wie Freud und Piaget war die Bedingtheit und Vermitteltheit ihrer eigenen Erkenntnisse durch bestimmte theoretische Vorstellungen und Modelle durchaus bewußt. Sie haben sich selbst darum bemüht, ihre Karten aufzudecken. Ob sie dies jedoch nicht wiederum nur im Rahmen ihrer eigenen historischen Lebens- und Denkprämissen getan haben oder überhaupt nur tun konnten, ob sie also, um im Bild zu bleiben, nicht doch noch weitere Karten im Ärmel versteckt hielten, von denen sie womöglich selbst nichts ahnten, das ist eine andere Frage, die eine weitere Aufgabe der erkenntnistheoretischen Analyse bezeichnet.

Anmerkungen

- 1 In diesem Bemühen Freuds tritt ein genereller Wesenszug seines psychologischen Ansatzes zutage, in dem er sich von dem theoretischen Vorgehen anderer zeitgenössischer Psychologen deutlich unterscheidet. K.Holzkamp führt in einer unlängst veröffentlichten Arbeit aus, daß Freud, in Absetzung von der klassischen akademischen Psychologie, die unter der erkenntnistheoretischen Prämisse des »neutralen Monismus« versucht, die Aufbau- bzw. Organisationsprinzipien zu erfassen, durch welche die subjektive Außenwelt intersubjektiv zugänglich und verbindlich werden kann, in einer pointiert diesseitig-materialistischen psycholo-

gischen Herangehensweise nach den *gesetzmäßigen Vermittlungsebenen* fragt, durch welche »die Themen und Widersprüche scheinbar bloß individueller Erfahrung als individuelle Ausprägungsformen allgemeiner-gesellschaftlicher Daseinsthemen und Konfliktkonstellationen begriffen werden können«. Es ist also nicht die isolierte Eigenbewegung von Bewußtseins- und Erkenntnisresultaten, die Freud vor Augen hat, um dann nach den äußeren Bezügen eines mittelosen und sozial abstrakten Subjekts zu fahnden. Freud unterläuft, im Unterschied zur klassischen akademischen Psychologie und zum größten Teil auch zur »modernen« Variablenpsychologie, die erkenntnistheoretische Auflösung der grundlegenden lebenswirklichen Subjekt-Objekt-Einheit des psychologischen Gegenstands. Er versucht die Entwicklung dieser Einheit selbst zu verfolgen. Ob seine theoretischen und praktisch-methodischen Mittel dazu ausreichen, ist an dieser Stelle nicht zu erörtern. Von der funktionalistischen Psychologie und ihren psychometrischen Methoden unterscheidet er sich so auf jeden Fall jedoch durch sein tendentiell subjektwissenschaftliches Entwicklungsdenken. Denn während die Variablenpsychologie in ihrer Absetzung vom Gegenstandsverständnis der klassischen Psychologie zu einem Wissenschaftsanspruch gelangte, der die spezifisch menschliche Entwicklungsdimension weitgehend ausblendet, wenn nicht gar negiert, und sich auf eine Disziplin von der Kontrolle menschlichen Verhaltens unter programmatischer Aus- bzw. Einklammerung der Subjektivität reduzierte, begann mit der Psychoanalyse — ebenfalls im Ausgang vom Gegenstandsverständnis der klassischen Psychologie — die Entwicklung einer *psychologischen Subjektwissenschaft*. In ihrem Ansatz wurde »die Befindlichkeit, Welt- und Selbstsicht des Menschen, sein Leiden, seine Konflikte und Ängste, seine Schuldgefühle, seine Gebrochenheit und Verletzlichkeit, nicht auf die Objektseite verschoben und damit 'enteigentlich' und instrumentalisiert, sondern in ihrer vollen subjektiven Wirklichkeit zur Grundlage wissenschaftlicher Analysen und Verallgemeinerungen genommen« (Holzkamp, 29 und 30)

- 2 Wie sich dieser Entwicklungswiderspruch bei Leonardo realisiert haben könnte, schildert Freud auf eine sehr anschauliche Weise. »Leonardo hatte vielleicht (...) im Dienste seiner Kunst zu forschen begonnen, er bemühte sich um die Eigenschaften und Gesetze des Lichts, der Farben, Schatten, der Perspektive, um sich die Meisterschaft in der Nachahmung der Natur zu sichern und anderen den gleichen Weg zu weisen. Wahrscheinlich überschätzte er schon damals den Wert dieser Kenntnisse für den Künstler. Dann trieb es ihn, noch immer am Leitseil des malerischen Bedürfnisses, zur Erforschung der Objekte der Malerei, der Tiere und Pflanzen, der Proportionen des menschlichen Körpers, vom Äußeren derselben weg zur Kenntnis ihres inneren Baus und ihrer Lebensfunktionen, die sich ja auch in ihrer Erscheinung ausdrücken und von der Kunst Darstellung verlangen. Und endlich riß ihn der übermächtig gewordene Trieb fort, bis der Zusammenhang mit den Anforderungen seiner Kunst zerriß, so daß er die allgemeinen Gesetze der Mechanik auffand, daß er die Geschichte der Ablagerungen und Versteinerungen im Arnotal erriet und bis daß er in sein Buch mit großen Buchstaben die Erkenntnis eintragen konnte: *Il sole non si move* (Die Sonne bewegt sich nicht). Auf so ziemlich alle Gebiete der Naturwissenschaft dehnte er seine Forschungen aus, auf jedem einzelnen ein Entdecker oder wenigstens Vorhersager oder Pfadfinder (...). Versuchte er dann von der Forschung zur Kunstübung zu-

rückzukehren, von der er ausgegangen war, so erfuhr er an sich die Störung durch die neue Einstellung seiner Interessen und die veränderte Natur seiner psychischen Arbeit. Am Bild interessierte ihn vor allem ein Problem, und hinter diesem sah er ungezählte andere Probleme auftauchen, wie er es in der endlosen und unabschließbaren Naturforschung gewohnt war. Er brachte sich nicht mehr dazu, seinen Anspruch zu beschränken, das Kunstwerk zu isolieren, es aus dem großen Zusammenhang zu reißen, in den er es gehörig wußte. Nach den erschöpfenden Bemühungen, alles in ihm zum Ausdruck zu bringen, was sich in seinen Gedanken daran knüpfte, mußte er es unfertig im Stiche lassen oder es für vollendet erklären. — Der Künstler hatte einst den Forscher als Handlanger in seinen Dienst genommen, nun war der Diener der stärkere geworden und unterdrückte den Herrn.« (Freud 1, 102-104)

- 3 Und er fährt fort: »Das Prinzip der genetischen Erkenntnistheorie (so bezeichnet Piaget seinen psychologisch-erkenntnistheoretischen Ansatz, J.B.) besteht nun darin, daß man versucht, die Rolle des Subjekts und des Objekts zu bestimmen, indem man sie nicht isoliert betrachtet, sondern gemeinsam im Prozeß des Anwachsens der Erkenntnisse untersucht.« (Piaget, 71)
- 4 So ist mit der Frage, wie zuverlässige und richtige Erkenntnis möglich ist, eines der Hauptanliegen der neuzeitlichen Philosophie überhaupt angezeigt. (Als *besonderes* Problem einer separaten Erkenntnistheorie tritt diese Frage erst im 19. Jahrhundert, insbesondere mit dem Neukantianismus auf.) Vor allem die Bedeutung und die Funktion von Kategorien als Bedingungen jeder Erkenntnis und Theoriebildung sind so lange vor jeder psychologisch-einzelwissenschaftlichen Forschung untersucht worden. Die großen Systemdenker des Deutschen Idealismus, Kant und Hegel, denen hier wohl am meisten geschuldet ist, halten beide die Kategorien des menschlichen Denkens für nicht-empirische Erkenntnisbedingungen und rekonstruieren sie als rein intellektuelle, als logische Setzungen. Während Kant das denkende Subjekt und seine kategorial vermittelte Erkenntnis in den Mittelpunkt seiner Analysen stellt, kritisiert Hegel dies als subjektiv verkürzten, als »psychologischen Idealismus« und in seiner Konsequenz als ontologischen Subjektivismus: die kognitiven Voraussetzungen des Subjekts erscheinen als Struktur der Sache selbst. Für die transzendente Logik, Kants Theorie der präempirischen Voraussetzungen jeder Erfahrung, ist es nämlich die Vernunft selbst, die die Erkenntnisgegenstände schafft. Die objektive ontologische Logik, die Hegel demgegenüber zu entwickeln sucht, sieht die kognitiven Aneignungsprozesse des individuellen Subjekts nur als eine Seite, als Binnenprozesse der Bewegungen eines übergreifenden kategorialen Subjekts, das für die subjektiven wie die objektiven Erkenntnisbedingungen verantwortlich ist. — Sowohl in der formellen und transzendentalen Logik Kants wie in der subjektiven und objektiven Logik Hegels wird den Bewußtseinsformen, die sie als Bedingungen von Wahrnehmung, Erkenntnis und Denken untersuchen, jeweils subjektives und objektives »Sein« bzw. »Existenz« zugewiesen. Dieses »Sein« ist jedoch immer nur ein Sein geistiger Strukturen und Begriffe, die als ahistorisch-ewige Wesenheiten die kognitiven Welt- und Selbstbeziehungen jedes Subjekts vorbestimmen. Das Problem der historischen und materiellen Genese sowie die gegenständlich und sozial vermittelte Existenz der subjektiven wie objektiven Erkenntnisvoraussetzungen in ihrem inneren Zusammenhang sprengt so zwangsläufig den gedankli-

chen Rahmen der klassischen philosophischen Erkenntnistheorie und nötig zu einer realgeschichtlichen und materialistischen Betrachtungsweise. — Indem durch die wissenschaftsgeschichtlichen Revolutionen des 19. Jahrhunderts, die mit den Namen von Marx und Darwin verbunden sind, das Erkenntnisproblem sowohl gesellschafts- wie naturtheoretisch radikal historisiert erscheint, und zwar von seiner objektiven (phylogenetisch-sozialhistorischen) Seite wie von seiner subjektiven (ontogenetisch-individualgeschichtlichen) Seite aus, zeigt sich zugleich endgültig, daß es als autonomes Problem einer wie immer auch beschaffenen philosophischen Logik nicht zu lösen ist. Ohne ihre einzelwissenschaftliche Untersuchung, wozu nicht zuletzt die Analysen einer sich genetisch und historisch verstehenden *psychologischen* Subjektwissenschaft beitragen, bleibt die philosophische Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit zuverlässiger und richtiger Erkenntnis der metaphysische Zopf jeder Erkenntnistheorie.

- 5 »Wenn die seelenärztliche Forschung (...) an einen der Großen des Menschengeschlechts herantritt, so folgt sie dabei nicht den Motiven, die ihr von den Laien so häufig zugeschoben werden. Sie strebt nicht danach, 'das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen'; es bereitet ihr keine Befriedigung den Abstand zwischen jener Vollkommenheit und der Unzulänglichkeit ihrer gewöhnlichen Objekte zu verringern. Sondern sie kann nicht anders, als alles des Verständnisses wert zu finden, was sich an jenen Vorbildern erkennen läßt, und sie meint, es sei niemand so groß, daß es für ihn eine Schande wäre, den Gesetzen zu unterliegen, die normales und krankhaftes Tun mit gleicher Strenge beherrschen.« (Freud 1, 91)

Literaturverzeichnis

- Batkin, L.: Die italienische Renaissance. Versuch einer Charakterisierung eines Kulturtyps, Basel und Frankfurt/M. 1981
- Brockmeier, J.: Über die Bedeutung von Methode und Gegenstand bei der Begründung wissenschaftlicher Erkenntnismethodologie, in: Forum Kritische Psychologie 5, 1979
- Cassirer, E.: Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance, Leipzig und Berlin 1927 (Darmstadt 1977)
- Freud, S. (1): Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci, in: S. Freud Studienausgabe Bd. X, Frankfurt/M. 1982
- Freud, S. (2): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, in: S. Freud Studienausgabe Bd. I, Frankfurt/M. 1982
- Holz kamp, K.: Die Bedeutung der Freudschen Psychoanalyse für die marxistisch fundierte Psychologie, in: Forum Kritische Psychologie 13, 1984
- Leontjew, A.N.: Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit, Köln 1982
- Lewin, K.: Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie, in: Kurt-Lewin-Werkausgabe, Bd. 1, Wissenschaftstheorie I, Bern und Stuttgart 1981
- Mann, Th.: Freud und die Zukunft, in: Freud, S.: Abriß der Psychoanalyse, Frankfurt/M. 1970
- Piaget, J.: Die Entwicklung des Erkennens II, Das physikalische Denken, in: Ges. Werke, Bd. 9, Stuttgart 1975